Emanuel Geibel.

Eine litterarische Studie

von

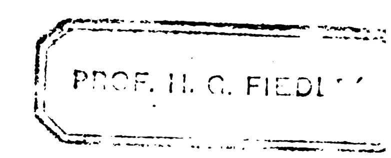
Heinrich Löbner.



Brandenburg a. d. H.
P. Lunitz, Verlagsbuchhandlung.
1884.


TAYLOR INSTITUTION
DOMINUS ILLUMINATIO MEA


Digitized by Google



Emanuel Geibel.

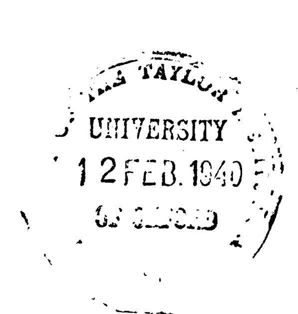
Eine litterarische Studie

von

Heinrich Löbner.



Brandenburg a. d. H.
P. Lunitz, Verlagsbuchhandlung.
1884.



I.

Vater und Mutter.

Jugendträume.

Emanuel Geibel wurde am 18. Oktober 1815 in Lübeck als der Sohn eines Predigers geboren.

Die ersten Jahre seiner Jugend schildert der Dichter in einer Reihe wundervoller Elegieen*). Der Vater, heißt es, war ein ernster Mann, streng schriftgläubig, jedoch tolerant; alles an ihm war echt, und sein begeistertes Wort zwang manchen Zweifler in die Fesseln des Glaubens. Die Bürde seines Amtes entzog ihn zumeist dem häuslichen Kreise; bei Tisch nur sahen ihn die Kinder und verstummten vor ihm in ehrfürchtiger Andacht. — Fast werden wir durch ihn an den alten Rat Goethe erinnert, nur daß dem Vater Geibel's der pedantische Zug mangelte, welcher dem heißspornigen Dichterjüngling bekanntlich viel zu schaffen machte, sich übrigens später voll und ganz auf den Herrn Geheimrat vererbte. — —

Vom Vater erbte Geibel wohl jenes sein ganzes Wesen bestimmende Streben nach Maß, die Überzeugungstreue, das männliche Festhalten an dem für

*) „Ein Buch Elegieen". Werke V. 86—102.

gut erkannten, und die unwandelbare Treue gegen das Recht.

„Aber dem Mächtigen stand an der Seite die treue Gefährtin,
Der er die Hand am Altar früh, noch ein Jüngling, gereicht,
Seine Vermittlerin jetzt mit der Welt und die Seele des Hauses,
Die das Bedürfnis des Tags sinnig zu schmücken verstand . . .“

Heiter, beweglich und rasch schildert sie der Sohn; anmutig gesellt zu dem treuesten deutschen Gemüte floß noch in ihr ein Tropfen leichten französischen Blutes. In der Jugend hatte sie Tanz und Bühne geliebt und erzählte ihren Kindern gern davon. Gern regte sie die Spiele der Kinder an und wachte über ihnen. Aber die größte Freude war ihr der Reiz der Natur, und sobald der Sommer kam, zog sie mit den Kindern in's Freie,

„bald zum Besuche des Ohms im lindenumschatteten Garten,
bald auf ein Dörfchen am Forst oder ein ländlich Gehöft.“

Dort sog das Knabengemüt den entzückenden Zauber der Natur in sich auf, und wurde halb ahnungslos, halb ahnungsvoll von der Hand der Mutter in das Reich der Schönheit geleitet. So wuchs Geibel auf:

„ . . . . . vom Ernst umwaltet des Vaters,
Während der Mutter Gemüt heiter die Welt ihm erschloß,
Und an beide gelehnt, und im Geist von beiden befruchtet,
Lebt' er, ein träumerisch Kind, dämmernde Jahre des Glücks.“

II.

Lübeck.

Lübeck ist eine schöne alte Stadt. Der Hauch des Mittelalters weht noch halb fühlbar durch die engen Straßen der Hansestadt. Hohe Giebelhäuser mit gotischen Fenstern, Erkern und hochroten spitzen Dächern scheinen aus verklungenen Jahrhunderten zu winken. Die sieben berühmten Türme, des Rathauses, der Marien- und Jakobskirche grüßen den Wanderer schon aus weiter Ferne. Der Marktplatz mit seinem Brunnen-Denkmal, daneben das Rathaus, ein geheimnisvoller Bau, dessen verwitterte Mauern alte Geschichten von früherer Herrlichkeit erzählen, nicht fern die schöne, große Marienkirche, ein wahres Juwel gotischer Baukunst, mit ihrem mächtigen, tiefgestimmten Glockengeläute, das manches liebe Mal vielleicht den Knaben zu Abend heimrief, — — welche Fülle von Eindrücken für ein empfängliches Kinderherz! Zuweilen vielleicht ein neugieriger Blick in das Innere des hohen Gotteshauses, auf die halb erhabenen, halb wunderlichen Bildwerke an Wänden und Pfeilern, vielleicht auf den berühmten Totentanz in dem Seitenraume, auf die närrische Uhr, aus welcher Mittags um zwölf mit dem Schlage der Glocke die Apostel herauswandeln; dazu wohl irgend eine dunkle Geschichte von Mund zu Mund laufend, daß es den Kindern heimlich grauste: — wie viel Nahrung für die Phantasie, kühne, ausschweifende Gebilde zu bauen!

Und dazu der Kontrast. Gegen die altertümliche Stille das Leben und Treiben der Gegenwart. Der laute Markt mit seinem Handel, das geschäftige Hin- und Herlaufen vor den alten Magazinen, die halb geborsten, wie trotzig in die Trave hineinhangen, die Zweimaster und Dampfschiffe auf dem Flusse selbst, das Ein- und Ausladen und das Geschwätz der Matrosen; dem allen schaut der Knabe zu von der mächtigen steinernen Brücke aus, neben dem zweitürmigen Jahrhunderte alten Holstenthore mit der lateinischen Inschrift*), und die wunderbare Mannigfaltigkeit der Gegenstände, halb rätselhaft, halb vertraut, dringt mit erdrückender Fülle ein auf das fragende und grübelnde Knabenherz.

Und an Festtagen dann der Anblick des Meeres, auf welchen vielleicht schon Tage hindurch der Vater das Gemüt des Knaben gespannt hatte! Die endlose Fläche, fern ins Blau des Himmels sich verlierend, weiße Möven, kaum zu unterscheiden von den weißen Schaumkronen der Wellen, hastig darüber hinflatternd, bald hoch, bald niedrig, vielleicht ein Segel oder die Rauchsäule eines Dampfschiffes halb verschleiert im Hintergrunde —: Ist das alles nicht übergenug, den schlummernden Genius zu wecken und dieses Meer von Eindrücken in ihm zur Gestaltung zu drängen?

Goethe erzählt in seiner Biographie: Er habe oft an dem Giebelfenster seines Mansardenstübchens gestanden und hinausgeblickt auf die lange Reihe der

*) Concordia domi, foris pax.

Gärten und Weinberge, welche in halb dämmernder Ferne ein Hügelstreifen umsäumte; und da, im Anblicke der unendlichen Weite habe er die Sehnsucht gelernt. So mochte wohl manchmal auch dem Knaben Geibel, wenn er am Meere stand und hinaussah auf die endlose Flut, die Sehnsucht genaht sein, unbestimmt, nach einem begrenzenden Etwas, das er sich nicht zu deuten wußte.

Diese Sehnsucht klingt durch seine Poesie hindurch bis zum spätesten Alter, und verklärt sich zuletzt zu einem Heimweh nach der Ewigkeit. —

III.

Erstes Dichten und erste Liebe.

Vom Spiele der Genossen schlich der Knabe öfters fort zu einem heimlichen Plätzchen, wo er ungestört seinen Phantasieen nachhängen konnte. Es war dies die Dachrinne, hoch im vierten Stock zwischen die Giebeldächer geklemmt, an heiteren Tagen ein traulicher Ort, von dem Fluge der Tauben umkreist, mit dem offenen Blicke auf die untere Stadt bis weit auf das doppeltürmige Holstenthor. Dort weilte der Knabe gern zur Mittagszeit und lauschte auf das hier oben volltöniger klingende Glockengeläut von St. Marien, auf die Schwärme der Vögel, sah dem Zuge der Wolken zu; oder er schleppte sich Gewächse heran, um die Erzählung des Lehrers von den hängenden Gärten der Semiramis

hier in seinem luftigen Eldorado über den Dächern zu verwirklichen.

Später freilich erst wurde ihm die Stätte der höchsten Freuden Quell, wenn er mit einem entwendeten Buche sich hinaufstahl, in Grimms Volksmärchen sich vertiefte, Fouqués Dichtungen verschlang und an Schillers Tragödien die Seele erhitzte. Dort auch berührte ihn die Muse zuerst, und im erregten Gemüte fügte sich freiwillig Wort an Wort zu Rhythmus und Reim. Dort kostete er die unendliche, unwiederbringliche Wonne des halb noch unklaren Bewußtseins: dichten zu können. Einfachen Gehaltes freilich waren die Ströphen des Knaben, „der ins ertastete Wort kindlich Empfundenes goß", aber schon war es ein Streben nach Form, das neben dem unbewußten Gestaltungsdrange in ihm auftauchte. Noch im späten Alter hatte Geibel diese seligen Stunden des ernsten Schaffens nicht vergessen, und er ruft:

„Wohin seid ihr entfloh'n? Die Gesetze beherrsch' ich der Kunst jetzt,
Aber ein Sehnen befällt stets mich, gedenk' ich an euch,
Und noch immer, sobald der Begeisterung Hauch mich umwittert,
Mein' ich, ich höre den Flug schwärmender Tauben, wie dort." —

Jene selige Zeit, in welcher er das halb unbewußte Geheimnis noch keusch in der Brust bewahrte, in der er vielleicht auf einmal die Dinge um ihn her in verändertem Lichte betrachtete, war es auch, welche das Gefühl der ersten Liebe in dem Herzen des Knaben aufkeimen machte. Der gereifte Mann spricht öfter noch

von dieser Liebe in seinen Gedichten; möglich, daß, wie jedes Ereignis der Jugend, so auch dieses später die Erinnerung in immer hellere Farben kleidete — erzählt doch Goethe von manchen Jugendlieben Romane, wo ihm der gewissenhafte Litterarhistoriker nachweist, daß es sich nur um flüchtiges Begegnen oder einige kurze Tage handeln könne —: aber, wenn wir uns aus den Gedichten das rein Thatsächliche dieses Liebestraumes herausdestillieren, so gewinnen wir eine Fülle von Poesie, mit welcher schon der Knabe sich die Ereignisse zu verklären wußte. Eine historische Analyse würde den zarten poetischen Duft dieses Verhältnisses zerstören, wir verweisen daher auf die Gedichte selbst.*)

IV.

Universität. Bonn-Berlin.

Die Grenzlinie zwischen Knabe und Jüngling erscheint in den Gedichten Geibels verwischt. Wir bleiben im Ungewissen über die Periode, in der diese Entwicklung vor sich ging und finden den Dichter erst wieder als Studenten in Bonn. Dorthin war er 1835 gegangen, um Theologie zu studieren.

Noch aus der Lübecker Zeit finden wir eine Reihe von Gedichten in Geibels erster Sammlung; sie sind mit denen aus Bonn zusammengestellt. Einen Unter-

*) Ein Buch Elegieen (s. o.) IV. — Am Meere, Werke II. 55. (Juniuslieder).

schied, einen Übergang gewahren wir kaum. Formgewandtheit bekundet sich überall; das poetische Repertoir ist noch nicht allzu reich; Uhlands und Eichendorffs Manier läßt sich zum Teil unschwer erkennen. Das Suchen nach Stoff charakterisiert die Ballade: Zwei Könige*). Der Dichter begnügt sich mit einem allgemeinen Falle: Zwei Könige schlagen sich tot um einer Dirne willen, welche der Eine nicht herausgeben will. Hintergrund hat der Dichter der Situation durch einen erfundenen Namen gegeben; fortschreitende Handlung verrät den aufmerksamen Leser von Lessings Laokoon. Der sonstige Apparat ist ganz wie bei Uhland.

Die Anlehnnng an Eichendorff ist noch direkter. Es findet sich ein Lied in der Sammlung: „Der arme Taugenichts"*), welches gewissermaßen einen Prolog zu Eichendorffs bekannter Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts" bildet. Die Stimmung bei Geibel ist fast dieselbe, wie sie die ganze Novelle durchzieht, nur etwas erregter. Das Gedicht schließt mit den Worten:

„Und wird das nicht anders, und kommts nicht bald,
So halt' ich's im Dorfe nimmermehr aus;
Da zieh' ich davon durch den großen Wald,
Und streiche die Fiedel von Haus zu Haus."

Hier setzt Eichendorffs Erzählung ein.

Doch die Anlehnung an diesen Romantiker ist nicht nur stofflicher Art. Geibel hat vielmehr seinem Meister halb und halb das Geheimnis des poetischen Empfindens und Gestaltens abgelauscht. Zuerst dichtet er noch ganz unter diesem Banne, später bringt er durch ihn

*) Werke I. 13. (Gedichte). — I. 18. —

hindurch zu eigener Originalität. Wir können diese Entwicklung an Beispielen zeigen, wenn auch nicht erläutern; denn in der Lyrik wird durch Theoretisieren nichts verständlicher: es muß gefühlt werden.

Das Nachtlied*) ist zunächst noch ganz Eichendorffisch:

„Der Mond kommt still gegangen
Mit seinem gold'nen Schein,
Da schläft in holdem Prangen
Die müde Erde ein.

Im Traum die Wipfel weben,
Die Quellen rauschen sacht;
Singende Engel durchschweben
Die blaue Sternennacht.

Und auf den Lüften schwanken
Aus manchem treuen Sinn
Viel tausend Liebesgedanken
Über die Schläfer hin.

Und drunten im Thale, da funkeln
Die Fenster von Liebchens Haus;
Ich aber blicke im Dunkeln
Still in die Welt hinaus."

Das zweite Lied**) schlägt in den beiden ersten Strophen zunächst noch ganz denselben Ton an:

„Du feuchter Frühlingsabend,
Wie hab' ich dich so gern!
Der Himmel wolkenverhangen,
Nur hie und da ein Stern.

---

*) Nachtlied I. 11.

**) Im April. I. 21.

Wie leiser Liebesodem
Hauchet so lau die Luft,
Es steigt aus allen Thalen
Ein warmer Veilchenduft.

Ich möcht' ein Lied ersinnen,
Das diesem Abend gleich,
Und kann den Klang nicht finden
So dunkel, mild und weich."

Diese Wendung ist neu. Eichendorff schließt wohl mit einer Steigerung, mit einer Anwendung auf sich selbst, mit einem befriedigenden oder schmerzlich entsagenden Ausklingen, nie aber mit einer Verneinung. Die Negation bringt eine neue Wendung in die Schilderung, sie ist gleichsam wie ein Aufsatzschluß, in dem zu viel gesagt worden ist; sie schließt nicht, sie eröffnet, sie deutet über sich hinaus. —

Nicht alle Lieder dieser Sammlung atmen jenen träumerischen Hauch. Viele sind durchglüht von Lebensfreude und Burschenlust, sie singen von Wein und von dem edlen Frohsinne, den diese Gottesgabe verleiht. Freilich nicht in orientalischen Kabinetstücken und zierlichen Ghaselen, sondern in klangvollen, frisch dahinströmenden deutschen Weisen, wie sie der Bursch zu Bonn singt, „der in Weine kommersiert." — —

Bonn wurde bald mit Berlin vertauscht. Hier kam der Dichter in eine ganz andere Welt; aus der herrlichen Natur des Rheinlandes in den Berliner Sand und die ästhetischen Zirkel. Der Kontrast entwickelte den Humor in Geibels Poesie. Das poetische Gemüt lehnt sich auf gegen die geistreichen Künsteleien und das

künstliche Geistreichthun. Es war vielleicht der erste Kampf zwischen Ideal und Wirklichkeit in der Seele des Jünglings. Titanisches lag nicht in Geibels Natur, und so ging der Kampf ohne Erschütterungen vor sich; er schlug sich in harmlosen, gemütvollen Spottgedichten nieder.

Eine Probe*) möge genügen: erstens, Geibels glückliche Anlage für den Humor zu dokumentieren, andererseits aber, den weiten Abstand zwischen ihm und anderen Dichtern jener Zeit ins rechte Licht zu rücken, welche alles, was ihnen nicht behagt, mit Schmutz bewerfen. Es heißt in dem Gedichte zum Schluß:

„. . . . . Berlin hat vieles, dem ein Lob gebührt.
Schön ist's unstreitig abends an den Zelten,
Wenn man sein Liebchen dort spazieren führt;
Schön ist's im fischberühmten Stralau, Dank o
Neptunus dir, und schön ist's auch in Pankow.

Schön ist der Staub der wimmelnden Chausseen,
Schön ist der Fähndrichs feingeschnürtes Korps,
Schön sind die nachgeäfften Propyläen
Mit Treppen drauf, das Brandenburger Thor,
Schön des Ballets hochaufgeschürzte Feen,
Und schön des Kolosseums Damenflor,
Ja, schön sind Menschen, Wasser, Luft und Erde,
Vor allem die Charlottenburger Pferde — —"

Welchen Abstand gegen Heines Ton in den Briefen aus Berlin!

In Berlin ging Geibel von der theologischen zur philosophischen Fakultät über. Was ihn dazu mag bewogen haben?

*) Clotar (Fragment) 1838. I. 83—87.

Im späten Alter sagt er einmal:*)

„Religion und Theologie
Sind grundverschiedene Dinge,
Eine künstliche Leiter zum Himmel die,
Jene die angebor'ne Schwinge."

Ähnliche Erwägungen werden wohl auch den Jüngling schon geleitet haben.

Sein Vorbild Eichendorff sah Geibel in Berlin von Angesicht zu Angesicht; auch Chamisso, Alexis und Kugler würdigten ihn ihres Umganges. Bettina, welche diesem Kreise nahe stand, vermittelte dem Dichter die Stellung eines Erziehers in dem Hause des russischen Gesandten Katakasi in Athen.

V.

Hellas.

— — Hin nach Hellas, schaue das Volk, und weinend und dankend
Sänftige sich in Erinnerungen der stolze Triumphtag.

Aber blühet indes, bis uns're Früchte beginnen,
Blüht, ihr Gärten Joniens, nur, und die an Athens Schutt
Grünen, ihr Holden! verbergt dem schauenden Tage die Trauer!
Kränzt mit ewigem Laub, ihr Lorbeerwälder! die Hügel
Eurer Toten umher, bei Marathon dort, wo die Knaben
Liegend starben, ach! dort auf Chäroneas Gefilden,
Wo mit Waffen hinaus die letzten Athener enteilten,

*) Spätherbstblätter. Sprüche 23. Werke IV. 92.

Fliehend vor dem Tage der Schmach; dort, dort, von den
Bergen
Klagt ins Schlachtthal täglich herab, dort singet von Ötas
Gipfeln das Schicksalslied, ihr wandernden Wasser, herunter!
Aber du, unsterblich, wenn auch der Griechengesang schon
Dich nicht feiert, wie sonst, aus deinen Wogen, o Meergott!
Töne mir in die Seele noch oft, daß über den Wassern
Furchtlos rage der Geist, dem Schwimmer gleich, in der
Starken
Frischem Glücke sich üb', und die Göttersprache, das Wechseln
Und das Werden versteh'; und wenn die reißende Zeit mir
Zu gewaltig das Haupt ergreift, und die Not und das
Irrsal
Unter Sterblichen mir mein sterblich Leben erschüttert,
Laß der Stille mich dann in deiner Tiefe gedenken!

Hölderlin.

Seit Goethe Italien betreten und dort in der lebendigen Gegenwart der Antike, unter dem reinen südlichen Himmel sein Inneres wunderbar gereift hatte, schien ihm eine jahrelange Sehnsucht endlich gestillt, seine Existenz endlich vollendet.

Ein neuer Mensch, kehrte er nach Deutschland zurück, mit Schätzen ausgerüstet, Jahrzehnte davon zu zehren. Es folgte eine Reihe von Meisterwerken, und er war der klassische Dichter der Nation.

Goethes italienische Reise wurde symbolisch für die Nation. Italien wurde der Wallfahrtsort für die deutschen Dichter und Künstler. Heimweh nach dem klassischen Boden ist die Stimmung, welche die geistige Welt von damals beherrscht, Rom das Zauberwort, der Talisman, welcher für jeglichen Schmerz die Heilung bietet. Nicht unbillig könnte man diese Römerzüge

deutscher Geistesritter mit den Kreuzzügen vergleichen. Palästina war die Wiege unserer Religion; die Völker des Abendlandes sehnten sich zurück nach ihrer religiösen Heimat. Italien war die Wiege der modernen Bildung. Italien hatte die Schätze Griechenlands geerbt, und ehe die Quellen aufgedeckt worden, sie allein der Welt vermittelt. Nun, da die antike Welt in Trümmern lag, befiel das Volk eine schmerzliche Sehnsucht zurück nach jenen Trümmern, die einst seine geistige Heimat geschmückt hatten. —

Bald wurde der Blick des deutschen Volkes auch nach Hellas gewendet. Schon Hölderlin rief im vorigen Jahrhundert: „Hin nach Hellas, schaue das Volk." Hölderlins Traum von einem idealen Hellenismus des Geistes wurde prophetisch für die deutsche Nation. Die deutsche Jugend begeisterte sich für den griechischen Freiheitskampf, deutsche Dichter riefen ganz Europa mit gebieterischen Worten um Hilfe an für das unterdrückte Inselvolk, deutsche Jünglinge eilten in die Reihen der griechischen Freiheitskämpfer.

Griechenland wurde frei. Das Volk hatte sich an seiner klassischen Vergangenheit begeistert zum Kampfe; als der Sieg errungen, versenkte es sich liebevoll in diese Vergangenheit. Die Wissenschaft wendete sich diesem Lande zu, und deutsche Forscher schufen in Athen der deutschen Wissenschaft eine neue Kolonie. —

Symbolisch war auch diese Bewegung schon in Goethes italienischer Reise vorgedeutet. Als Goethe Sizilien betrat, einst die blühende Pflanzstätte hellenischer Kultur, da erst ging ihm die Idee des reinen Griechen-

tums auf, da erst las er die Odyssee mit tiefstem Verständnisse. — —

In Triest schiffte sich Geibel nach Griechenland ein und betrat, so wird erzählt, den klassischen Boden nach siebentägiger Fahrt. Kephissia (in Attika) wurde zunächst die Stätte des Wirkens für den Dichter. So umfing ihn gleich eine schöne Natur und er genoß dankbar, was sie ihm bot. Er singt*):

„Vor Kephissia's Nymphengrotte
Am umwölbten Wasserfall
Preis dem schönen Frühlingsgotte,
Singt im Busch die Nachtigall.

Ihre goldnen Weisen dringen
Durchs Geklüft hinab, hinauf;
Sieh und am Granatbaum springen
Am Jasmin die Blüten auf.

Auf der Flut, durch Pinienwipfel
Zitternd, spielt der Sonnenschein,
Und Penteli's Marmorgipfel
Schaut von oben still herein.

Schöner Tag, wie von den Musen
Selbst zu ihrem Dienst geweiht!
Doch es fesselt mir den Busen
Süße Frühlingsmüdigkeit.

Schauen kann ich nur und lauschen
In entzücktem Müßiggang
Auf des Felsenbornes Rauschen,
Auf der Nachtigall Gesang;

*) Werke III. (Gedichte und Gedenkblätter: Erinnerungen aus Griechenland XVI.)

Und dazwischen holder Mythen
Denk' ich, wie beim Mondenglanz
Hier am Quell, zur Zeit der Blüten,
Hingeschwebt der Nymphen Tanz.

Wir sehen, der Dichter hat sein deutsches Herz nach Griechenland mitgebracht, und dieses empfindet den Zauber der schönen fremden Natur auf eigene Art. Wie die heimische Landschaft sich ihm mit Elfen und Märchenwesen belebte, so steigen hier in der Fremde ihm die Gestalten der fremden Sage auf und symbolisieren die Natur. Oft schon mußten vor Geibel Nymphen, Oreaden und Najaden und all das lustige Fabelvolk der griechischen Mythe auf den Wink des Sängers herbeieilen, und wenn ihm selbst die Gedanken fehlten, wenigstens Staffage hergeben; in der anakreontischen Poesie des vorigen Jahrhunderts wurden sie formelhaft und konnten als reine Begriffe, oder als architektonische Figuren gebraucht werden: Geibel indessen fühlt sie sich wirklich nahe in dem Zauber der griechischen Landschaft, sie verweben sich fest in seiner Phantasie mit Berg und Quell, mit Baum und Blume. Mit derselben Phantasie, mit der einst der griechische Volksgeist die leblose Natur so schön belebte, erschaut der deutsche Dichter ein geheimnisvolles Walten jener Märchenwesen hinter der sichtbaren Bewegung im Reiche der Natur. Freilich, Geibel dichtet nicht nur mit der Phantasie, wie der griechische Volksgeist, er dichtet auch mit dem Gemüte. Und so wird aus der Nymphe, der schönen, aber kalten Halbgöttin, fast eine deutsche Waldfee.

Das Lied von Kephissia ist symbolisch für Geibels griechische Poesieen. Auf wunderbare Weise vermählt sich in diesen hellenische Schönheit mit deutschem Gemüte. So entstehen unvergleichliche Gesänge, halb fremd, halb heimatlich vertraut. Es liegt ein eigenartiger Duft über diesen Liedern, der sich bei kritischer Analyse verflüchtigen würde. Fast vereinzelt stehen sie da in der deutschen Litteratur; annähernd etwas ähnliches bieten vielleicht die Gedichte aus Latium und den Sabinerbergen von Wilhelm Waiblinger.*)

Es ist nicht allein die lebendige Gegenwart der Antike, welche der Phantasie des Dichters zu tausend neuen Gedanken und Gestaltungen Nahrung gibt, der endlich errungene Anblick der reinen, klassischen Schönheit, die Erinnerung an die große Vergangenheit des Volkes, das ihn gastlich aufgenommen; wohl hat dies alles mitgewirkt, das Innere des Dichters mächtig zu reifen, seinen Blick zu erweitern, ihm das Geheimnis der Form zu enthüllen und ihn zum Meister der schönen Gestaltung zu machen: aber es genügt noch nicht. Das deutsche Gemüt erst, das mit Liebe die Gesamtheit der Erscheinungen umfaßt und durchdringt, erhebt diese Lieder über die Grenze des bloß klassisch Schönen weit hinaus, und drängt sie uns ans Herz. — —

*) Ein Landsmann und poetischer Jünger Hölderlins, 1804—1830, starb in Italien. Poetisch hochbegabt ging er an seiner eigenen Leidenschaft zu Grunde. „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben, wie sein Dichten", was Goethe von Günther sagt, gilt auch für ihn. Seine gesammelten Werke erschienen in 2. Ausgabe. Hamburg 1842. (Mit des Dichters Leben von H. v. Canitz.)

Nach Verlauf einiger Zeit siedelte die Familie des russischen Gesandten nach Athen über. Dort traf Geibel seinen Landsmann Ernst Kurtius. Mit ihm gemeinschaftlich bereiste er die Cykladen. Die Eindrücke dieser Wanderung schildert Lied um Lied. Fröhliche Poetenlaune verklärt die täglichen Erlebnisse zu reizenden Idyllen. Ein Freund bietet dem anderen, was er zu geben hat. Der Gelehrte sein Wissen von den Gegenständen, welche dem Auge sich darbieten in reizvollem Wechsel, der Poet seine dichterische Anschauung. Das Volk wird belauscht bei seinen Liedern, Ritornelle auf den Inseln gesammelt. Und so in gegenseitiger Anregung gleiten die Tage dahin wie glückliche Träume. —

Es geht nach Athen zurück. Wie in Rom das Kapitol den deutschen Dichtern als Symbol galt der versunkenen Herrlichkeit der antiken Welt, so in Athen die Akropolis mit dem Parthenon. Die Glanzzeit hellenischer Kultur knüpft sich an diesen Bau, und der beste hellenische Name ist auf ewig mit ihm verbunden: Perikles. Nun liegt es fast in Trümmern; wenige Säulen noch zeugen von verschwundener Pracht: aber ein wunderbares Geschick erhielt den Bilderschmuck, die Giebel und den Fries, die glänzendsten Denkmäler hellenischer Kunst, an denen die Hand des Phidias noch den Meißel geführt.

Und auf den Ruinen der Akropolis läßt der Dichter die Vergangenheit an sich vorüberziehen:*)

*) Werke I. 95. (Gedichte. Sonette und Distichen.) Auf der Akropolis zu Athen.

„Bei euch, ihr hohen Säulen, laßt mich weilen,
Ihr stummen Zeugen wechselvoller Tage,
Und laßt sich mein Gemüt ergehn in Klage,
Daß nichts entrinnen mag des Schicksals Pfeilen.
Die Zeit des Glanzes sah't ihr schnell enteilen,
Und was ihr dann geschaut, war eitel Plage;
Kaum les' ich noch die tausendjähr'ge Sage
Des Ruhms in euren unterbroch'nen Zeilen.
Es will das Herz mir schauerlich bewegen,
Wenn ich betrachte solche Weltgeschicke,
Wie hier das freiste Volk dem Fluch erlegen.
Und wenn ich dann in meine Seele blicke,
Scheint mir der eigne Schmerz so klein dagegen,
Daß ich ihn lächelnd in der Brust ersticke. — —

Die griechischen Tage neigten sich ihrem Ende zu. Schon klingt in Geibels Liedern mancher Ton des Heimwehs. Jetzt, wie sonst, las er die Odyssee; aber jetzt liest er nur Heimweh heraus aus dem ewigen Liede:*)

— — „Ich selber hab' in vor'gen Jahren
Dies wunderbare Weh erfahren,
Da Aegeus Flut wie laut'res Gold
Zu meinen Füßen noch gerollt.
O wohl ist's schön an jenem Meer!
Die schlanke Palme sah ich ragen,
Der Tempel Säulentrümmer lagen
Umblüht von Rosen um mich her;
Der Himmel wölbte sich kristallen,
Von Düften schien die Luft zu wallen,
Zu leisem Zitherschlag erklang
Vom Meer des Fischers Abendsang,

*) „Heimweh“ II. 59 ff. (Juniuslieder.)

Der in der Bark' auf lichter Spur
Gen Salamis hinüberfuhr.
Und doch! ich fühlte keine Lust,
Es schlich ein krankhaft brennend Sehnen
Wie Fieberhauch durch meine Brust,
Und kaum erwehrt' ich mich der Thränen.
Ich saß auf zackigem Fels und lauschte,
Ob nicht aus Nord ein Lüftchen rauschte:
Das sog ich durstig atmend ein,
Als ob's mich tief erquicken müßte;
Es konnte ja zur fernen Küste
Ein Gruß aus Deutschlands Wäldern sein.

Und ward es still, da blickt' ich wieder
Hinab ins Buch auf meinen Knien
Und ließ die alten goldnen Lieder
Homers durch meine Seele ziehn;
Den eignen Schmerz dann fühlt ich mit
Im Jammer, den der Dulder litt,
Ich sucht' ihn in des Sängers Tönen
Zugleich mit jenem zu versöhnen.
Da wurdest du in meinem Weh
Mir oftmals Hoffnung, Trost und Steuer,
Du ewig Lied der Abenteuer,
Du Lied des Heimwehs, Odyssee!" — —

Bald schlug die Stunde der Heimfahrt. 1840 ging Geibel nach Deutschland zurück und bereitete die erste Ausgabe seiner Gedichte zum Druck vor.

VI.

Geibel und Jung-Deutschland.

Traum und Erfüllung.

In der Heimat war manches anders geworden. Eine gewaltige Erregung durchzitterte die Gemüter, der alte politische wie litterarische Schlendrian sollte endlich bei Seite geworfen werden; Freiheit war das Ziel alles dieses Ringens, und eine Revolution sollte das einzig mögliche Mittel sein, dieses Ziel zu erreichen, so fürchtete und hoffte man. Eine dritte Sturm- und Drangperiode — denn die Romantik war ebenfalls eine revolutionäre Bewegung in ihren Anfängen — war über die deutsche Litteratur hereingebrochen, leider nicht so ideal und titanisch wie die vorhergehenden. Die Freiheit bestand für die Stürmer jener Tage nicht in der Befreiung von Demjenigen, was sich mit der Menschenwürde nicht verträgt, sondern in schrankenloser Emanzipation in des Worts verwegenster Bedeutung. In Politik, Moral und Religion sollte allein der Wille des Individuums maßgebend sein, und damit fiel das Königtum, die gesetzliche Schranke der Ehe und die Kirche. Die Litteratur sollte aus der Höhe des Ideals, auf welche sie die klassische Epoche erhoben, herniedersteigen in die reale Wirklichkeit und sich zur Verbreitung jener Emanzipationsgedanken hergeben.

Diese Tendenzen, wenn sie auch schon einen Kern von Wahrheit enthielten, mußten in ihren äußersten Konsequenzen zu einer vollständigen Entfesselung des

Tieres im Menschen führen; die Begabung der Dichter, welche die neuen Ideen vertraten, war keine große, noch erfreuliche: kein Wunder, wenn die ganze jung=deutsche Litteratur einen unerquicklichen Eindruck macht. —

In dieses Treiben geriet Geibel, als er aus der stillen Schönheit des fernen Hellas nach der Heimat zurückkehrte. Wohl hatte er den Beginn der Bewegung noch mit erlebt, aber in den glücklichen Tagen der Entwicklung, welche das Herz ohnehin von der Außenwelt ablenken. In Hellas weihte er sich ganz dem Kultus der Schönheit und lernte Maß in allen Dingen: so konnte er sich zu dem Treiben seiner Zeitgenossen nur in Gegensatz stellen. —

Die erste Sammlung seiner lyrischen Gedichte war 1840 erschienen. Wir haben die Charakterisierung derselben schon vorweggenommen. In den Lärm der Zeit paßten diese zarten Töne nicht hinein, und so fand die Sammlung zunächst nur wenig Anklang. Doch brachte sie dem Dichter eine Einladung des Freiherrn Karl von der Malsburg auf dessen Schloß Escheberg bei Kassel, der Geibel im Frühling 1841 nachkam. Hier vertiefte er sich in die spanische Romanzenlitteratur, aus der er vieles durch Übersetzung sich zu eigen machte, und die ihm Anregung und Material zu seinem ersten Drama „König Roderich" bot.

Es drängte ihn nun, auch seine Stellung zur Zeit auszusprechen und zu begründen. Er schrieb die „Zeitstimmen",*) welche seine Laufbahn als politischer Lyriker eröffnen.

*) Werke I. 191—226.

Drang nach Freiheit beseelt auch Geibels Herz, aber nach jener Freiheit, wie sie die griechische Philosophie nur dem Weisen zuspricht. Nicht ein vager Kosmopolitismus, sondern das treue Festhalten am Vaterlande allein, welches Schiller sterbend seinem Volke ans Herz legte, kann die Nation retten. Die Stürmer aber führen das Volk an den Abgrund. Sie nehmen ihm seinen Gott, seinen König, sein Gewissen. Krank ist allerdings die Zeit und ein Mann ihr Not, ein ganzer Mann, das Licht wieder heraufzuführen; und um die Sendung dieses Helden wird der Himmel angefleht. Was Geibel der Nation zu sagen hatte, erhellt am besten sein eigenes Lied.*) —

Es scholl dein Lied mir in das Ohr
So schwertesscharf, so glockentönig,
Als wär' aus seiner Gruft empor
Gewallt ein alter Dichterkönig.
Und doch! Ich weiß' es nicht von mir,
Ich muß dich in die Schranken laden;
Komm an in voller Harnischzier,
Auf Tod und Leben Kampf mit dir,
Kampf du Poet von Gottes Gnaden!

Bist du dir selber klar bewußt,
Daß deine Lieder Aufruhr läuten;
Daß jeglicher nach seiner Brust
Das Ärgste mag aus ihnen deuten?
Der Zwerg, der matte Pfeile schnitzt,
Wohl, — schieß' er ohne fest zu zielen;
Doch wer vom Wetterlicht umblitzt
Im Donnerwagen grollend sitzt,
Der soll nicht mit den Zügeln spielen.

*) An Georg Herwegh. I. 218.

Fürwahr, ein Sämann schreitest du,
Der Samen streut, doch der Zerstörung;
Ein Glöckner, der aus ihrer Ruh
Die Völker stürmt, doch zur Empörung.
Du willst die Flamme, die so rein
Und heilig strahlt durch alle Lande,
Du willst den warmen Gottesschein
Zur Fackel Herostrats entweih'n,
Und schwingst sie wild zum Tempelbrande.

Wozu sonst dieses Schwerterklirr'n,
Die Kriege, die dein Lied gefodert,
Die hast'ge Glut, die durch dein Hirn
In tausend Funken prächtig lodert?
O nein! Das ist nicht deutsche Art!
Wohl kämpfen wir auch für das Neue;
Um's Freiheitsbanner dichtgeschart
So stehn auch wir; doch aufbewahrt
Aus alter Zeit blieb uns die Treue.

Verhaßt auch uns ist der Baschkir,
Der Unterjocher der Gedanken,
Und keinen Deut begehren wir
Von jenen übermüt'gen Franken.
Wir wollen auch, daß frei das Wort
Durch alle Lüfte möge fluten;
Es dünkt auch uns in Süd und Nord
Das Wort der beste Freiheitshort —
Doch soll darum dein Volk verbluten?

Nein! Glaub, der Tag ist bald erwacht,
Der Morgen naht, wo wir's erringen,
Nicht ohne Kampf, doch ohne Schlacht,
Der Geist ist stärker als die Klingen.
Geharnischt steht er auf dem Plan,

Er, der mit Luthern einst gefochten;
Durch tausend Lanzen bricht er Bahn,
Und mag die Hölle dräuend nahn:
Der Lorbeer bleibt ihm doch geflochten.

Drum thu dein Schwert an seinen Ort,
Wie Petrus that, da er gesündigt;
Die Freiheit geht nicht aus auf Mord,
Blick nach Paris, das dir's verkündigt.
Vom Geist will sie gewonnen sein;
Doch wer ihr Kleid so rein und heiter
Mit blut'gem Makel mag entweih'n,
Und säng' er Engelsmelodei'n:
Der ist der Welt, nicht Gottes Streiter.

Ich sing' um keines Königs Gunst,
Es herrscht kein Fürst, wo ich geboren;
Ein freier Priester freier Kunst
Hab' ich der Wahrheit nur geschworen.
Die werf' ich keck dir in's Gesicht,
Keck in die Flammen deines Branders;
Und ob die Welt den Stab mir bricht:
In Gottes Hand ist das Gericht;
Gott helfe mir! — Ich kann nicht anders.

Greifen wir weiter vor. Stets ist Geibel diesen Tendenzen treu geblieben, wie sie die Zeitstimmen in schönen, machtvollen Worten verkünden. Mit unerschütterlichem Vertrauen hielt er an dem Gedanken eines einigen Deutschland fest. Darum kämpfte er mit ganzer Kraft für Schleswig-Holstein gegen dänische Ländergier, kämpfte er gegen den Druck, den Österreich und Rußland auf sein Vaterland ausübten, mahnte er die deutschen Stämme selbst zur Einheit. Immer stürmischer klingt in seinen Gesängen die Kaisersehnsucht durch; schwer

war seine Enttäuschung, als der Kaisertraum mit Friedrich Wilhelm IV. unerfüllt zerrann, aber sie drückte seine Hoffnung nicht nieder. Mit freudiger Spannung verfolgte er die immer glänzendere Machtentfaltung Preußens, seine Hoffnung wird immer siegesgewisser. Endlich kam das große Jahr 1870 mit dem heiligen Kriege; der Tag von Sedan entschied Deutschlands Geschick, und der Dichter jubelt*):

Nun laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes
An uns gethan,
Ehre sei Gott in der Höhe! —

Die Erfüllung des Traumes war erschienen, Deutschland erlöst aus schwerem Jahrhunderte langem Banne: es hatte seinen Kaiser.**)

Drum wirf hinweg den Witwenschleier!
Drum schmücke dich zur Hochzeitsfeier
O Deutschland, mit dem grünsten Kranz!
Flicht Myrten in die Lorbeerreiser!
Dein Bräut'gam naht, dein Held und Kaiser
Und führt dich heim im Liebesglanz.

---

*) IV. 250 (Heroldsrufe).
**) „An Deutschland". Jan. 1871. IV. 255 f. (Heroldsrufe.)

VII.

Wanderjahre.

Die nun folgende Periode in Geibels Leben ist bunt und wechselvoll. Als der Dichter 1843 seinen „König Roderich“ in Lübeck vollendet, verlieh ihm Friedrich Wilhelm IV., welchem die Tragödie gewidmet ist, ein Jahresgehalt, welches ihm wenigstens die Notwendigkeit benahm, sich in die Abhängigkeit eines Amtes zu begeben, um leben zu können.

Der Dichter trat nun ein Wanderleben an. Bald hier, bald dort, im Süden, im Norden finden wir seine Spur, und auf der Spur Lied um Lied. Aus dem in der Stille strebenden Künstler ist ein fahrender Sänger geworden, ein Walther von der Vogelweide des XIX. Jahrhunderts.

In St. Goar am Rhein verbrachte Geibel den Sommer 1843 mit Freiligrath. Von innigster Freundschaft zu diesem Heros der politischen Lyrik zeugen Geibels Gedichte. Nachsommer und Winter desselben Jahres finden den Dichter bei dem Propheten von Weinsberg, Justinus Kerner, dessen Haus ein Mittelpunkt der späteren schwäbischen Schule, der Poesie — und dem Geisterspuk gastlich offen stand. — Krankheit zwang Geibel, dies Wanderleben noch fortzuführen, — er mußte die Bäder des Südens bereisen. Dazwischen fällt mancher kurze Aufenthalt in der Vaterstadt, welche doch immer wieder ihre alte Anziehungskraft bewahrte.

So bunt und wechselvoll das Bild dieser Wanderjahre auch sein mag, dem forschenden Auge entgeht doch nicht die stetige Entwicklung des Dichters, das Wachsen und Reifen im Können. Die Sprache nimmt zu an Kraft, das Formgefühl wird immer sicherer, die Fülle der Stoffe schwillt, das ganze Wesen des Dichters vertieft sich.

Die erste Gedichtsammlung von 1840 zeigt den seinen Jahren weit vorausgeeilten Schüler; die Juniuslieder von 1848 den Meister auf der Höhe seiner Kraft. Alles ist männlicher geworden, die Ziele groß, die Mittel, sie zu erreichen, gewachsen. Außenleben und Innenleben durchdringt sich wunderbar, das oberste Gesetz aber bleibt das Maß:*)

Halte fest am frommen Sinne,
Der des Grenzsteins nie vergaß!
Alles Heil liegt mitten inne,
Und das Höchste bleibt das Maß.
Glücklich, wenn die Tage fließen
Wechselnd zwischen Freud und Leid,
Zwischen Schaffen und Genießen,
Zwischen Welt und Einsamkeit.

VIII.

München. Ada.

1852 wurde Geibel von Maximilian II. nach München berufen als Professor der Ästhetik und deutschen Litteratur. Seine Meisterjahre heben an und mit ihnen

*) Werke II. 129. (Juniuslieder. Sprüche 55.)

die glücklichste Zeit seines Lebens. Er wurde der Mittelpunkt und die Leuchte eines Dichterkreises, welcher den Hof des Königs zierte. Im gegenseitigen Austausche der geistigen Schätze unter diesen Männern entwickelte Geibel seine höchste Kraft; er wagte sich dichterisch an die höchsten Probleme und rang nach den Kränzen Thalias und Melpomenes. Sie sind ihm zu Teil geworden.

In München erblühte dem Dichter auch ein schönes, häusliches Glück, das leider nur kurz gewährt. Er vermählte sich.

Die Lieder, welche diese Liebe in dem Herzen des Dichters aufkeimen ließ, gehören zu dem Schönsten, was er je gesungen. Sie sind gesammelt unter dem Titel: „Ada. Tagebuchblätter." Wenige Gesänge nur, durchrauscht von Seligkeit und Schmerz. Nicht 2 Dutzend Lieder in 3 Jahren; das höchste Glück ist eben schweigsam, und der höchste Schmerz wortkarg: aber in ihnen eine Welt, ein unergründliches Meer von Poesie.

Schon 1855 starb Ada. So war denn auch dies für Geibel vorbei.

Erschütternd wirken nach dem überschwenglichen Glück der ersten Lieder die vier Zeilen, welche das Unglück melden.

Nun komm, mein süßes Weib, und rasten wir,
So lang es dämmert, noch im Erker hier,
Und horchen, wie im Winde reingestimmt
Das Spätgeläut den See herüberschwimmt;
Ja, Feierabend ist, und selig müd
Geschlossnen Auges lehn' ich in die Pfühle,
Und wie ich deine Wang' an meiner fühle,

Glänzt mir auch das noch leise durchs Gemüt,
Wie wunderlieb mich heut zur guten Nacht
Dein Kind aus blauen Augen angelacht.

Wachst du noch einmal auf zum Schmerz
Aus dumpfem Schlaf, zerdrücktes Herz?
Was schlägst du noch? O Gott, sie haben
Mein Weib und all mein Glück begraben. —

Bis in die späteste Zeit klingt in Geibels Poesieen der Schmerz um Ada nach, allerdings immer milder werdend; das Bild der so früh Geschiedenen verklärt sich zur Himmelsgestalt, doppelte Liebe fließt über auf ihr Kind.

IX.

Thalia und Melpomene.

1864 starb Maximilian II. Es hielt Geibel nicht mehr in München. Politische Differenzen kamen hinzu: der Dichter kehrte 1868 nach Lübeck zurück, um es nicht wieder dauernd zu verlassen. Für die verfallene Münchener Pension entschädigte ihn Kaiser Wilhelm. Geibel konnte sich ein hübsches Landhaus an der Trave erbauen; seine einzige Tochter verschönte ihm das Dichterheim mit zärtlicher Fürsorge.

Wir sehen, das Leben klingt sanft und idyllisch aus, wie seine Dichtung. Vor dieser Ruhe liegt aber der höchste Aufschwung dichterischer Kraft, Geibels dramatische Thätigkeit.

Drei Meisterwerke sind es, mit welchen der Dichter die deutsche Litteratur beschenkte, — obwohl die Bühne ihnen gegenüber noch etwas spröde thut, — eine Komödie und zwei Tragödien:

Meister Andrea, Brunhild, Sophonisbe.

Meister Andrea ist ein romantisches Lustspiel von packendem Humor, eine Situations- und Charakterkomödie zu gleicher Zeit. Eine italienische Künstlernovelle der Spätrenaissance erzählt, wie ein Kreis von lustigen Künstlern dem dicken Andrea, einem Holzbildhauer, den allerlustigsten und schlimmsten Streich spielt. Sie sind bei jenem zu Abend gebeten; zerstreut wie er ist, hat er es vergessen: auf ihr Klopfen erscheint niemand, das Haus ist verschlossen. Diese Vergeßlichkeit erfordert Rache, und das lustige Künstlervolk ersinnt folgende List: Einer steigt durch ein Fenster in das verschlossene Haus; wenn Andrea kommt, soll er das Nest schon besetzt finden und ihm eingebildet werden, er wäre gar nicht Andrea, sondern ein gewisser Komponist Matteo, welcher in den Tagen gerade verreist ist. Eine Liebesgeschichte, von Geibel hinzugedichtet, die durch dieses Possenspiel der Freunde irrtümlich zur Freude des Paares erledigt wird, am Schluß Matteo zurückkehrend und den falschen Matteo in seinem Hause findend, Wut und endliche heitere Auflösung, das ist die Fabel des Stückes. Über das Niveau der Situationskomödie erhebt der Dichter das Stück zur Charakterkomödie. Durch den Streich, welcher dem dicken Andrea gespielt wird, geht eine Wandlung in der Seele des Künstlers vor sich. Während er noch unbewußt den falschen Matteo

spielt, alle Augenblick in seine alte Rolle zurückfällt und sich wieder besinnt, erscheint der Abgesandte eines Cardinals, um den stürmischen Erfolg einer von Matteo komponierten Messe mitzuteilen. In diesem Moment ist Andrea sich selbst wiedergegeben: d. h. als Künstler. Die Verwirrung, in welche die aufgedrungene Rolle den zerstreuten und kurzdenkenden Meister versetzte und ihm jedes Bewußtsein seines Künstlertums genommen, schwindet auf einmal: er fühlt sich wieder als Künstler, wenn auch noch als Matteo, — zum übrigen ist ihm überhaupt eine Antipathie gegen die Musik zugelegt, welche ihm die Rolle als Komponist doppelt erschwert — er wird seiner selbst wieder bewußt und bleibt es für immer.

Unsere Bühne zählt wenige so feinsinnige Lustspiele. Neben Eichendorffs „Die Freier" möchten wir Geibels „Meister Andrea" als die reinste und reiffste Gestaltung des romantischen Lustspieles bezeichnen. —

Brunhild ist eine gewaltige Nibelungentragödie. Man hat es oft so hin- und nachgesprochen, Geibel hätte durch seine mehr lyrische Begabung den Stoff verweichlicht. Wir behaupten, daß dies einfach nicht wahr ist. Im Gegenteil, Geibel hat ihm seine ganze Rauheit und Herbigkeit belassen, er war so wenig prüde, daß er seine tragische Verwickelung an dasselbe Motiv knüpft, wie das alte Gedicht: an die Bändigung Brunhilds durch Siegfried, — nicht die auf dem Isensteine, sondern die im Brautgemache. Der Bühne hat Geibel durch diese Motivierung vielleicht sein Stück entzogen, nicht aber dem Volke. Um keinen Zug sind die

alten elementaren Gestalten des Gedichtes gemildert; ursprünglicher noch, als aus den endlosen, nicht immer inhaltreichen Versen des mittelhochdeutschen Epos, sprechen sie aus Geibels Jamben. Brunhild ist ein gewaltiges, göttliches Weib, im Leben wie im Tode groß, furchtbar in Leidenschaft und Rache. Eins ihrer Worte ward zum geflügelten, Felix Dahn hat es seinem Kampf um Rom als Motto vorgesetzt, seinem „Odhies Trost“ als leitenden Gedanken zu Grunde gelegt:

„Wenn's etwas gibt, gewalt'ger als das Schicksal,
So ist's der Mut, der's unerschüttert trägt.“

Auf Siegfried ist die ganze Fülle von Geibels Poesie ausgegossen. Er ist der Sonnensohn, der Götterliebling, der um seiner selbst willen glücklich sein muß. Mut, Kraft und sonnige Freude des Herzens erheben ihn über sterbliches Wesen hinaus. Sein Vertrauen auf Glück ist seine Schuld, er geht an seiner Arglosigkeit zu Grunde.

Elementare Leidenschaft tobt durch das ganze Stück; sie flutet über den Vers hinaus, möchte man sagen. Sechsfüßige Jamben und hernach Alexandriner bezeichnen die Katastrophe, den Streit zwischen Brunhild und Chriemhild. Der gewöhnliche Vers trägt diese Leidenschaft nicht.

Künstlerisch gedämpft, fast zu sehr herabgemildert erscheint die Leidenschaft in der anderen Tragödie: Sophonisbe. . Sie führt uns nach Afrika in die Zeit des zweiten punischen Krieges. Aber die Beziehung zur Gegenwart fehlt nicht. Sophonisbe träumt von einem Ideale der Männlichkeit; vergebens aber sucht sie in der

wirklichen Welt, sie wird enttäuscht. Der erste Mann, vor dem sie sich beugen muß, und der alles in sich vereinigt, was sie gefordert, ist der Feind ihres Vaterlandes, Scipio: an diesem Zwiespalt geht sie zu Grunde. Man hat diese Sehnsucht Sophonisbes verglichen mit der Sehnsucht der Zeit nach einem Helden, der endlich das Vaterland erretten, der den Tag des Lichtes wieder heraufführen sollte. Der Vergleich drängt sich unwillkürlich auf, vielleicht hat ihn Geibel selbst nicht abgewiesen. In technischer Hinsicht steht diese Tragödie auf der Höhe der Klassizität; in ihr hat Geibel das höchste geleistet, was er als dramatischer Dichter zu leisten imstande war.

X.

Übersetzungen.

Neben Geibels eigener dichterischer Produktion läuft seine Übersetzerthätigkeit. Spanische Romanzen, französische Lyrik und die schönsten lyrischen Dichtungen des klassischen Altertums hat er seinem Volke zu eigen gemacht.

Auf allen drei Gebieten hatte Geibel Vorgänger. Herder führte den Cid in die deutsche Litteratur ein, Gries übersetzte den Calderon, der Don Quixote war längst Allgemeingut.

Der Ton der spanischen Romanzen wird uns nie ganz vertraut werden, vielleicht weil unserem Nationalcharakter der hierzu erforderliche Zug der spanischen

Grandezza vollständig fehlt. Spanische Romanzen ins Deutsche übersetzt, werden uns immer wie Übersetzungen klingen, das Befremdende wird bleiben. Geibel hat es verstanden, dieses Element der schönsten poetischen Wirkung fähig zu machen. Es liegt ein eigentümlicher Zauber über diesen Gesängen, der uns unwillkürlich gefangen nimmt. So ziehen die einzelnen historischen Gemälde fast wie Traumbilder an uns vorüber. Es kommt hinzu, daß die Volkspoesie die Ereignisse schon sagenhaft umsponnen hat; Orient und Occident berühren sich; maurische Reminiszenzen begegnen überall und streifen an die Sphäre von „Tausend und eine Nacht".

Von der Assonanz hat Geibel maßvollen Gebrauch gemacht. Er hält sich von den Übertreibungen fern, durch welche die Romantiker, um des Effektes willen, die Assonanz in Verruf gebracht hatten. Sie ist mit herüber genommen, weil sie im spanischen von der Kunstform der Romanze unzertrennlich ist und insofern ein Recht hat, bei der Übersetzung berücksichtigt zu werden. —

In der französischen Lyrik waren Chamisso und Gaudy mit ihrer Übersetzung von Bérangers Liedern vorangegangen. Geibel seinerseits gibt eine Anthologie von der Zeit der Revolution bis auf unsere Tage.

Das höchste leistete der Dichter im klassischen Liederbuche. Er beherrschte ja die Form mit souveräner Gewalt, und so mußte es ihm gelingen, auch den ganzen Gehalt nach seiner Art wiederzugeben. Philologie und Poesie reichen sich in diesen Nachdichtungen die Hand,

wie Rückert es verlangt hatte vom Übersetzer.*) Man hat nicht den Eindruck, als läse man Übersetzungen; die Gesänge treten uns entgegen als Originaldichtungen. Die Zeit hat bereits in das Wort „klassisch" hier einen Doppelsinn hineingelegt; von den jedesmaligen Übertragungen eines klassischen Gedichtes pflegt man die Geibelsche als die „klassische" zu bezeichnen.

XI.

Schluß.

Wir sind am Ende. Blicken wir uns um, so überschauen wir eine reiche litterarische Thätigkeit. Der Schwerpunkt ruht auf der Lyrik. Geibels ganze dichterische Stellung läßt sich vielleicht am besten als Reaktion gegen Heine und seine Schule fassen. Reaktion gegen Heines liederlichen Versbau bildet Geibels tadellose Form, Reaktion gegen Heines gemeine Gesinnung die Frömmigkeit und Keuschheit von Geibels Muse. Gegen den unklaren Weltschmerz setzt der Dichter seine Lebensphilosophie:

> Drei Dinge nur vermag ich ganz zu loben,
> Die stets zu echtem Heil den Grund gelegt:
> Gesundheit, Mut und heitern Blick nach oben.

Weichheit und Männlichkeit vereint sich wunderbar in Geibels Wesen, Sehnsucht und Thätigkeitsfreude,

*) In einem Gedichte, mit welchem er ein Exemplar des „Hariri" begleitete.

Schmerz und echte, aus vollem Herzen quellende Fröhlichkeit.

Es war ihm vergönnt, sich ganz auszuleben. Vollendet stand er seit Jahren vor uns, vollendet schied er aus unserer Mitte.

Die Zahl der Vollendeten, der Heroen in der deutschen Litteratur wird immer geringer. Das Volk sucht seine Ideale nicht mehr da, wo sie unsere Klassiker gefunden hatten. Nur wenige bewahren heut noch das Vermächtnis Schillers und Goethes. Die Abendsonne umstrahlt sie schon; Geibel ist ihnen voraufgeeilt in die Nacht. Wenn nun auch für diese Letzten die Nacht anbricht, — was dann? — —



J. Wiesike's Buchdruckerei in Brandenburg.



